

Bernard Ostersiek
In der Kälte des Schattens
Leseprobe



BERNARD OSTERSIEK | In der Kälte des Schattens



BERNARD OSTERSIEK

In der Kälte
des Schattens

Roman | Grube-Verlag

BERNARD OSTERSIEK

In der Kälte des Schattens

Roman

Leseprobe

Grube Verlag

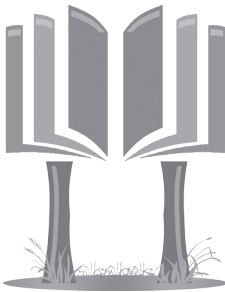


1. Auflage 2012

© 2012 GRUBE VERLAG, Lemgo
Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung CPI - Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-9813593-7-4
<http://www.grube-verlag.de>



Grube Verlag

I

Ja, sie war einmal meine Mutter, doch das liegt lange zurück:

Die erste greifbare Erinnerung an sie habe ich aus meinem dritten Lebensjahr als Einzelkind. »Einzelkind« sage ich, weil ich aus gutem Grund, den ich noch darlegen werde, »Ältestes« nicht sagen will.

Ich befand mich mit ihr in der Küche unserer kleinen Wohnung im Dachgeschoss eines ehemals herrschaftlichen Hauses, in dem jetzt drei Familien von Angestellten eines Gewerbebetriebes wohnten, dessen damalige Bedeutung man nach heutigem Sprachgebrauch mit der Bezeichnung »Wachstumsbranche« charakterisieren würde: Es handelte sich um eine große Bauträgergesellschaft, die unter dem Namen »Rheinisch-Westfälisches Baukontor« firmierte – drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges herrschte zwar noch nicht die Konjunktur des später so genannten deutschen Wirtschaftswunders, doch der Wiederaufbau ging mit raschen Schritten voran. In der Küche war es, weil die des Herdes wegen der einzige beheizbare Raum war, den wir hatten, und in dem ich spielen konnte, wenn es draußen zu kalt dazu war.

Wegen der vielen Dachschrägen unserer Wohnung gab es etliche kleine Vorhänge, hinter denen so manches vor dem täglichen Anblick verborgen war – Dinge, von deren Existenz ich wusste, weil ich oftmals spielerisch die Vorhänge angehoben und meinen Kopf darunter geschoben hatte.

So muss es mir nur allzu natürlich erschienen sein, einmal das anzuheben, was wie ein Vorhang das große Wesen umgab, zu dem ich »Mama« sagte.

Allerdings kam ich nicht mehr dazu, meinen Kopf so weit vorzustrecken, dass ich eine Entdeckung hätte machen können; denn diese Mama hatte mich im Nu beim Kragen. Sie schrie auf mich ein und versohlte mir den Hintern mit dem hölzernen Kochlöffel, bis ich vor Angst eine nasse Hose hatte, was einen erneuten Zornesausbruch und eine weitere Behandlung mit diesem Instrument nach sich zog. Der Kochlöffel war mir seitdem als etwas Gefährliches erschienen, das mich in der Folgezeit instinktiv jegliches Essen verweigern ließ, mit dem es in Berührung gekommen war. (Das, nebenbei, brachte mir jeweils weitere hautnahe Bekanntschaft mit dieser unheimlichen Waffe ein).

Irgendwann danach packte mich das andere große Wesen, das keinen Vorhang um sich hatte, sondern Hosen trug wie ich, legte mich übers Knie, hielt mich mit einer Hand im Nacken fest und versohlte mir mit der anderen den Hintern, bis meine Hose wieder nass wurde. Natürlich wusste ich nicht, warum ich wieder verhaufen wurde, doch weil sie vorher mit ihm getuschelt hatte, ahnte ich nur, dass Mama daran schuld war.

Jedenfalls ist dieser Vorgang gleichzeitig die erste greifbare Erinnerung an ihren Mann, zu dem ich »Papa« sagte und der einmal mein Vater war: großspurig, tyrannisch, cholerisch und vor allem schlagkräftig – noch zwei solcher Kerle, und Hitler hätte seinen Krieg gewonnen.

Als wenn dieses Ereignis ein böses Omen gewesen wäre: Nicht lange danach geriet ich nämlich wieder mit Mama – die dieser Papa übrigens ganz anders, nämlich Regina, nannte – über Kreuz, als sie sich einmal zu mir herunter beugte, wobei sich ihre respektable Oberweite mir entgegenwölbte und mich zu der Frage veranlasste »Was ist da drin?« Heute würde jede normale Mutter ihrem Kind, gleich, ob Sohn oder Tochter, eine sachliche Antwort geben, und ich kenne sogar etliche Leute, deren Kinder damit aufgewachsen

sind, ihre Eltern auch schon einmal nackt gesehen zu haben. Doch damals war Hitlers Krieg, wie schon gesagt, noch frisch im Gedächtnis derer, die ihn erlebt hatten, und meine Frage hatte wieder einmal einen Vulkanausbruch und eine gehörige Tracht Prügel mit dem Holzlöffel zur Folge.

Allerdings gab es am Abend keine männliche Fortsetzung der Bestrafung. Ich weiß nicht, ob es nur daran lag, dass ich lediglich gesprochen und nicht gehandelt hatte. Der Tag, als Regina mich schließlich beim »Handeln« erwischte, wird mir ebenfalls immer in Erinnerung bleiben: Ich bekam nicht nur das große Donnerwetter verabreicht und darüber hinaus den Holzlöffel auf die Hände geschlagen, sondern dazu noch die Drohung mit, »das da« sei schmutzig und man fasse es nicht an, und wenn man es doch tue, dann werde es abfallen.

Vor dem Hintergrund der Holzlöffelaktion machte diese Drohung einen ungeheuren Eindruck auf mich, und ich hielt mich strikt an das Verbot – viel zu lange, wie sich später herausstellen sollte.

In diese Zeit fiel auch das Erlebnis, das ich heute als tiefe menschliche Enttäuschung bezeichnen würde, wenn nicht gar als Hintergangenwerden. Der Familie aus der unteren Etage unseres Hauses hatte »der Klapperstorch« ein Baby gebracht, und ich hatte gesehen, wie die stolzen Eltern mit dem schreienden Bündel in einem Auto, das hinten einen qualmenden Schornstein hatte, vors Haus gefahren waren. Wann immer ich in der Folgezeit den Kinderwagen zu Gesicht bekam, war ich wie wild darauf, das Baby zu sehen, es zu streicheln, es auf den Arm zu nehmen, wie seine Mutter es tat, und ich konnte nicht einsehen, dass mir außer Anschauen alles andere verwehrt blieb. Da ich »mein« und »dein« schon unterscheiden konnte, glaubte ich bald, das Baby nur deshalb nicht streicheln zu dürfen, weil es mir nicht gehörte.

Also sagte ich eines Tages zu Hause, ich wolle auch so ein Baby haben. Wahrscheinlich herrschte erst einmal betretenes Schweigen, doch dann sagte Regina barsch: »Wenn das Christkind kommt!«

Als ich nach langem Warten und oftmaligem Vertröstetwerden endlich das Zimmer mit dem Tannenbaum betreten durfte, sah ich tatsächlich den kleinen Kinderwagen und stürzte mit einem Jubelschrei auf ihn los, doch als sich die säuberlich eingewickelte Baby-Puppe nicht bewegte, als sie nicht schreien wollte, fing ich an zu weinen und war nicht zu trösten, auch nicht mit dem Hinweis, ich könne doch die Puppe lieben wie ein Baby. »Nein, so ein Baby wolle ich nicht«, brachte ich unter Tränen hervor, sondern ein »lebendiges Baby« – und Regina hatte gesagt: »Wenn das Christkind kommt.«

Die Enttäuschung war riesengroß, und als der Klapperstorch dann wirklich ein Baby brachte, war es mitten im Sommer und eben nicht »wenn das Christkind kommt.«

Ich war vier Jahre alt, als Christine geboren wurde, und damals schon wurde ich Zeuge immer heftiger werdender Streitereien zwischen zwei Menschen, die der Krieg so arg verändert hatte, dass sie sich allenfalls mit Widerwillen an die zarten Bande erinnerten, die sie wenige Jahre zuvor doch irgendwie geknüpft haben mussten. Dieser Streit war immer laut und verletzend, und er endete nicht selten damit, dass sich über mir der Unwille der Partei entlud, die nach einem vordergründig abschließenden Türenknallen die hinterbliebene und meist auch unterlegene war. Und das war fast immer Regina.

Zugegeben, Papa – den Regina Pitter nannte – war schwer kriegsbeschädigt: Er war 1943 als kriegsuntauglich aus der deutschen Wehrmacht entlassen worden, und er hatte später mit viel Glück die Bombardierung Dresdens überlebt, aber er litt außerordentlich darunter, sein Studium nicht zu Ende gebracht zu ha-

ben und nun nicht Akademiker zu sein, weil der Krieg verloren gegangen war. Das Fremdwort »Akademiker« war das erste, das ich mit meinen vier Jahren bereits kannte, wenn ich es auch nicht verstand, und es sollte lange das einzige bleiben.

Zugegeben, Regina hatte unter Entbehrungen und Lebensgefahr mit mir als »Klotz am Bein«, wie sie immer sagte, wenn die Rede auf »die schlechte Zeit« kam, den großen Treck nach Westen überstanden und dabei nicht nur Elternhaus und Heimat, sondern auch eine gesicherte Existenz verloren.

Es gibt das Sprichwort »Wenn die Not zur Tür hereinkommt, hopst die Liebe zum Fenster hinaus«: Doch konnte das alles ein Grund dafür sein, dass Pitter sich bei jeder Gelegenheit, die sich bot, wie ein brüllender Löwe aufführte und Regina ihn mit Namen belegte, die ich hier nicht wiedergeben möchte? Musste sie ihm in meiner Gegenwart entgegenschleudern »Du bringst mich noch um!«?

Das Herrenhaus hatte einen großen parkähnlichen Garten, der von einem Metallgitterzaun umgeben war und im Norden an ein verwildertes Grundstück grenzte. Dort sah ich beim Spielen öfter einen Mann, von dem ich wusste, dass er »der alte Szabo« genannt wurde. Der ging immer so seltsam von einer Seite seines Gartenweges auf die andere, stolperte manchmal, so dass er beinahe stürzte, und immer redete er Dinge, die ich nicht verstehen konnte. Jedes Mal, wenn ich ihn sah, trank er hin und wieder aus einer kleinen Flasche, die er aus seiner hinteren Hosentasche zog. Ich versteckte mich immer hinter einem Baum, wenn ich Szabo kommen sah; denn ich hatte panische Angst vor ihm, und doch zog es mich immer wieder in die Nähe des Zauns, um den Alten zu beobachten.

Eines Tages entdeckte er mich und forderte mich auf, an den Zaun zu kommen. Ich hatte zwar Angst, ging aber dennoch hin,

weil ich mich einerseits seinem befehlenden Ton nicht widersetzen konnte, mich andererseits hinter dem Zaun sicher fühlte. Der alte Szabo redete auf mich ein, doch das meiste, was er sagte, verstand ich nicht. Er stellte mir einige Fragen, an die ich mich im Einzelnen nicht erinnere, doch ich weiß noch genau, dass ich irgendwann sagte: »... und der Papa bringt die Mama immer um.« Szabo lachte ordinär, trank wieder aus seiner Flasche und ging auf dieselbe seltsame Weise weg.

Ich hatte dieses Gespräch längst vergessen, doch höchstwahrscheinlich war es am Tage darauf, als Regina mich auf dem Rückweg vom Einkaufen im Vorgarten sah und mich barsch aufforderte, mit nach oben zu kommen.

Ich wusste zwar, dass es noch nicht Essenszeit war, doch ich ging mit ins Haus, wo sie mich gleich unten im Hausflur am Kragen fasste und mich derart kräftig schüttelte, dass mir schier Hören und Sehen verging. Dabei schrie sie mich an, was mir wohl einfalle, mit anderen Leuten zu reden, was die Leute von uns denken sollten – und bei jedem Ausbruch gab es eine Ohrfeige, und in der Küche trat dann wieder der Holzlöffel in Aktion, wobei sie mir die gleichen Vorhaltungen machte.

Ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, Regina anzubrüllen und herauszuschreien, sie selbst habe »das« doch zu »Papa« gesagt. Vielleicht glaubte ich in meinem kindlichen Gemüt, mich mit dieser Rechtfertigung vor weiterer Strafe bewahren zu können, doch es half mir nicht: Regina schlug weiter mit dem Holzlöffel auf mich ein. Ich schrie bei solchen Gelegenheiten natürlich vor Angst und Schmerzen aus Leibeskräften, und so war es auch jetzt.

Mein Geschrei weckte das Baby auf, Regina ließ daraufhin glücklicherweise von mir ab, und ich hatte Ruhe bis zum Abend, als Pitter nach Hause kam und mich nach Erfahren des Vorgefallenen gleich noch einmal durchprügelte.

Da wusste ich plötzlich, auch wenn ich es nicht in Worte fassen konnte: Einig sind die sich nur, wenn es gegen mich geht.

Besser kam ich dagegen mit den beiden anderen »Großen« aus, zwei Frauen, die irgendwann da waren, zu denen ich »Tante« sagen musste und die einige Zeit lang in unserem Haushalt lebten, bevor sie heirateten und einen eigenen Hausstand begründeten. Regina, deren älterer Bruder im Krieg gefallen war, hatte noch sieben jüngere Schwestern, und die waren zusammen mit ihrer Mutter gegen Kriegsende vor dem Ansturm der Roten Armee nach Westen geflohen und auf dem Gebiet der späteren »Deutschen Demokratischen Republik« gestrandet.

Wie viele andere zu dieser Zeit verließen die beiden nächstjüngeren Schwestern als junge Frauen, die schon volljährig waren, lange vor der Währungsreform die damalige sowjetische Besatzungszone »über die grüne Grenze«, und es gelang ihnen, sich zu uns durchzuschlagen. Da meine beiden Tanten eine qualifizierte Berufsausbildung hatten, fanden sie bald Arbeit. Unser kleiner und sehr beengter Haushalt diente ihnen als Sprungbrett, das sie dankbar nutzten und für das sie sich stets erkenntlich zeigten – insbesondere, als wir etliche Jahre später durch Pitters Schuld wirtschaftlich an die Grenze des Existenzminimums geraten waren.

Diese Tanten, Helgard und Elo, der in Abwesenheit die Patenschaft über mich aufgebürdet worden war, traten mir stets freundlich entgegen, und ich wurde manches Mal von ihnen getröstet, wenn mich wieder einmal die elterliche Gewalt in der Mangel gehabt hatte.

Mehr konnten sie freilich nicht für mich tun. Schließlich befanden sie sich in einem nicht gerade angenehmen Abhängigkeitsverhältnis, aus dem sie jederzeit wieder hätten »auf die Straße gesetzt« werden können, wenn sie so unklug gewesen wären, sich meiner wegen ernsthaft mit Pitter oder seiner Frau zu überwerfen.

So beschränkten sie sich darauf, ihren kleinen Neffen gelegentlich zu hüten oder spazieren zu führen, und einmal nahm mich meine Patin mit auf eine Besuchsreise zu ihrer Mutter und den fünf jüngeren Schwestern – was damals, vor der Währungsreform und der Gründung der DDR, auch denen noch ohne große Schwierigkeiten möglich war, die, wie man es vor allem in Thüringen oder Sachsen nannte, »nach dem Westen gemacht hatten.«

Tante Elo brachte eines Sonntags zum Nachmittagskaffee einen Besucher mit, der mich bei der Begrüßung mit der Frage überraschte, ob ich Schach spielen könne. Natürlich wusste ich nicht, was ich hätte antworten sollen, da ich dieses Wort noch nie gehört hatte. Doch eine Antwort erwies sich auch ganz schnell als überflüssig, da Regina das für mich mit den Worten übernahm: »Natürlich kann der das nicht. Ist doch viel zu dumm dazu!«

Ich bekam einen roten Kopf und fasste eine tiefe Abneigung gegen den Mann, dem ich diese Demütigung zu verdanken hatte. Beim Kaffee verhielt ich mich ihm gegenüber zugeknöpft und beantwortete die wenigen Fragen, die er mir stellte, einsilbig mit »ja« oder »nein« – und bei dieser Haltung wäre es höchst wahrscheinlich auch geblieben, wenn der Mann nicht plötzlich vom Stuhl gefallen wäre und sich, am Boden liegend, in heftigen Krämpfen gewunden hätte. So aber tat er mir leid, weil er sich offensichtlich wehgetan hatte, und meine Abneigung schmolz augenblicklich dahin.

Regina aber schrie gellend auf: »Um Gottes willen!«, und dann riss sie mich von meinem Stuhl hoch, schleifte mich am Kragen aus dem Zimmer und über den kleinen Flur, von wo sie mich in die Küche hinein stieß, die sie von außen abschloss. Dann rann sie wieder zurück zu den anderen, und ich hörte undeutlich Geräusche, die ich mir nicht erklären konnte. Ich verspürte beträchtliches Unbehagen darüber, eingeschlossen zu sein, da ich

nun auch nicht zur Toilette konnte und mit aller Macht gegen das drohende Unglück ankämpfen musste.

Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, als ich endlich die Wohnungstür hörte und danach aus meinem Gefängnis befreit wurde. Tante Elo und der Mann waren nicht mehr da, und während ich schnell zum stillen Örtchen hin strebte, hörte ich Regina hasserfüllt zu Pitter sagen: »Also, wenn sie den heiratet, dann braucht sie sich hier nicht mehr sehen zu lassen. Ist ja wirklich die Höhe, so was hier anzuschleppen. Beim Adolf hätte man den vergast!« – und während ich über dieses mir unbekanntes Wort nachgrübelte, hörte ich, wie Pitter in scharfem Ton hinzufügte: »Jaja, so weit ist es mit uns gekommen!«

Die Opposition gegenüber dem ungeliebten Galan meiner Tante erreichte ihren Höhepunkt, als dieser ein Unfall zustieß, den sie schwer verletzt und äußerst knapp überlebte:

Auf einer sonntäglichen Ausfahrt mit dem Fahrrad waren beide über ein Stück der in den letzten Kriegstagen durch gezielte Sprengungen unbrauchbar gemachten Autobahn gefahren, die in Sichtweite unseres Hauses verlief. Als sie gegen die schon tief stehende Nachmittagssonne zu spät eines der Sprenglöcher erkannten und nicht mehr rechtzeitig bremsen konnten, gelang es dem jungen Mann noch, vom Rad abzuspringen, wobei er zwar zu Fall kam, jedoch Glück im Unglück hatte und lediglich Hautabschürfungen und blaue Flecken davon trug. Tante Elo hingegen stürzte kopfüber in den Trichter und schlug so unglücklich mit dem Kopf auf, dass sie einen Schädelbasisbruch erlitt und im Übrigen fast alle Vorderzähne verlor.

Natürlich war der junge Mann an allem schuld: Warum musste der auch einen Fahrradausflug anzetteln, wo das Fahrradfahren doch so gefährlich war, hieß es, und dass er selbst vom Rad gesprungen war, ohne auch nur den geringsten Versuch zu ma-

chen, seiner Freundin rechtzeitig zu Hilfe zu eilen, wurde ihm als Feigheit und Niederträchtigkeit angekreidet. »Schau dir den doch bloß an«, giftete Regina, »so verweichlicht, wie der aussieht, ist der doch zu nichts zu gebrauchen!«

Während des mehrere Monate dauernden Krankenhausaufenthaltes von Tante Elo fuhr Regina mit »der Kleinen«, wie Christine nun allenthalben genannt wurde, und mir zu Besuch zu ihrer Mutter und den jüngeren Schwestern. Es war in der ersten Dezemberhälfte, und da das Nikolausfest bevorstand, wurde der kleine Rucksack, den ich tragen musste, mit Äpfeln, Nüssen und vor allem Apfelsinen gefüllt, die es in der damals so genannten »Zone« nicht gab.

Nach langer Eisenbahnfahrt mit mehrmaligem Umsteigen und den damals schon mehr als lästigen Kontrollen an der deutsch-deutschen Grenze trafen wir erschöpft und müde bei der Großmutter und den anderen Tanten ein. Die beiden jüngsten, Tante Margot und Tante Nanna, waren nur wenige Jahre älter als ich, und sie bestürmten mich gleich mit neugierigen Fragen nach dem Inhalt meines Rucksäckchens. Mit großem Erstaunen betrachteten sie die Apfelsinen, die sie nicht kannten, und sie fragten, was für Obst das sei. Mit wichtiger Miene erklärte ich, das seien Apfelsinen, deren Schale man nicht essen dürfe, und dann zeigte ich ihnen einen Apfel und fragte: »Und weißt du auch, was das ist?«

Dieser Auftritt löste große Heiterkeit aus, meine anfängliche Scheu vor den vielen großen Leuten legte sich, und als mich die Großmutter leutselig fragte, wie es denn bei uns zu Hause so gehe, erklärte ich stolz: »Ich gehe jetzt in den Kindergarten, und die Tante Elo liegt im Krankenhaus.«

Der Schock, den ihr diese unerwartete Eröffnung bescherte, war beträchtlich: Zuerst stand sie wie versteinert da, doch dann brach sie laut weinend zusammen. Ihre beiden jüngsten Töchter

versuchten zwar nach Kräften, sie zu trösten, doch es war schier vergeblich. Immer wieder fragte sie, von Weinkrämpfen geschüttelt, nach, ob die arme Elo denn überhaupt noch lebe oder ob sie nicht längst tot sei, was wir ihr wohl verheimlichen wollten.

Regina hatte die ganze Zeit unbeweglich dabei gestanden und wortlos ihre Mutter und ihre Schwestern betrachtet, ohne eine einzige Regung zu erkennen zu geben. Dann stürzte sie sich plötzlich laut schimpfend auf mich, riss mich in die Höhe und warf mich mit solcher Gewalt wieder auf den Fußboden, dass ich stürzte und mit dem Kopf auf eine Stuhlkante fiel. Benommen blieb ich liegen, und als ich mich mühsam wieder erheben wollte, hatte sie mich auch schon erneut gepackt und schlug nun unter wüsten Beschimpfungen auf mich ein.

Die Großmutter und die jüngeren Schwestern reagierten bestürzt und wollten sich offenbar für mich verwenden, doch Regina gab jeder ihrer Schwestern eine schallende Ohrfeige und herrschte sie an: »Ich muss diesen lausigen Kerl erziehen, und nicht ihr, und wie ich das mache, geht euch nichts an! Ist das klar?«

Christines Geschrei, das plötzlich zu hören war, rettete mich aus der Not. Regina stürmte ins Schlafzimmer hinüber, wo »die Kleine« in ihrem Kinderbettchen lag, und die guten Tanten nahmen mich in den Arm und sprachen mir mit unterdrückter Stimme Trost zu. Gleichzeitig fragten sie mich eindringlich, ob Tante Elo wirklich noch am Leben sei, wobei sie mich mit drohend erhobenem Zeigefinger dazu ermahnten, die Wahrheit zu sagen, denn »wenn du jetzt schwindelst, musst du sterben, und dann kommst du in die Hölle!« Eine tiefe Abneigung gegen die beiden ergriff mich. »Warum glauben die mir nicht?«, fragte ich mich, während mir vor der Hölle schauderte, mit der uns im evangelischen Kindergarten, den ich zu Hause besuchte, weil im katholischen Kindergarten kein Platz für mich frei gewesen war, auch ständig ge-

droht wurde.

Höllische Angst wurde mir kurz darauf zuteil, als der Nikolaus kam. Dieser unheimliche Mann mit seinem langen weißen Bart fragte mich unter anderem nochmals nach Tante Elo, und er gab sich in seinem Wissensdrang erst zufrieden, als ich ihm treuherzig mitteilte, das Elektrizitätswerk stelle immer das Licht ab, und die Tante Olga komme immer so spät nach Hause, dass die Großmutter sich stets große Sorgen mache.

Diese Eröffnung schien den Nikolaus so zu erbittern, dass er mich barsch aufforderte, zur Strafe ein Lied zu singen. Da er furchterregend mit seiner Rute herumfuchtelte, zitterte ich vor Angst am ganzen Leibe und brachte unter Stottern und mit großer Mühe »Es klappert die Mühle am rauschenden Bach« hervor, worüber sich Tante Olga, die den Nikolaus gegeben hatte und bei dieser Gelegenheit höchstpersönlich dem Sprichwort »Kindermund tut Wahrheit kund« begegnet war, noch Jahre später köstlich amüsierte: »Da hast du dann mehr geklappert als die Mühle.«